Die Harmonie des Lebens.

Von St. B. Stanton.*)

Es ist gut, daß nichts aushält, oder wir können es nicht aushalten. Die Dinge sind noch etwas vergänglicher als ihre Kraft zu gefallen. Auf der Tafel des geistigen Feinschmeckers darf keine Schüssel mehr als einmal erscheinen. Sogar solche Lust, für die eine Ewigkeit zu kurz schien, wird einmal lästig; Tage ohne Sorgenwolken bedrücken uns durch ihr Blau. Jeder zu lang hingezogene Genuß verliert sich; der unbestrittene Standpunkt wird langweilig. Der Mensch erreicht Stufen aber nie ein Ziel; das Glück selbst vermag nicht, ihn glücklich zu machen. Wenn wir alles erlangen, was wir fordern, so wundern wir uns, warum wir so wenig fordern konnten. Das Sehnen des Herzens wird nie gestillt.

Nichts ist so gut, daß zeitweiliger Wechsel nicht besser wäre. Ist der wunschlose Zustand allgemein, so macht er uns unruhig, ist er dauernd, dumpf; von allem Einerlei wenden wir uns unbefriedigt weg. Selbst der heißersehnte Friede treibt uns durch seine Langeweile wieder zurück in den haßerfüllten Kampf, und ein recht garstiger Zwischenfall ist uns immer noch lieber als ewige Musterhaftigkeit. Wir können alles besser ertragen als Stillstand; nimm einem Menschen das sichere Brot, aber laß ihm seinen Tabak der Zerstreuung. Der Tag ist unerträglich, der nicht etwas zu bringen verspricht; wo man in so sicheren Geleisen geht, daß nichts „vorkommen" kann, da gähnt das Leben. Die Zukunft ist ein Botbote, den alle begierig erwarten, bringe er gute oder schlechte Nachrichten. Wo keine Ueberraschung möglich ist, da ist der Zubel verbannt: Berechnung und Vorsorge schließen das Wunderbare aus. Alles Einförmige ist des Lebens Stundengeläute, Abwechslung aber sein Glockenspiel; nicht in den Tönen, sondern in ihrer harmonischen und mannigfaltigen Folge liegt der Reiz der Melodie.

Ohne beständige Schärfung durch Wechsel wird die Beobachtung stumpf und die Tatkraft matt, und unser Bedürfnis danach steigert sich so, daß es schließlich nur noch durch den Schlaf befriedigt wird. Das Wandellose hemmt den Fortschritt, weil es die Anregung tötet. Alle normalen Funktionen zeugen von demselben Bedürfnis nach Ablenkung: wenn schon der Körper in unveränderter Haltung ermüdet, um wie viel mehr der Geist! Wir schmoren in unserm eigenen Dunst, wenn das Denken nicht aufgerüttelt wird; es liegt mehr Musik im Leben als nur der einförmige Takt unseres Herzens. Der Ausdruck muß, wie Tee, rasch abgezogen werden, damit er den ätzenden Gerbstoff nicht herausziehe, wenn er lange auf den Blättern des Gedankens stehen bleibt. Die Wiederholung ist ein Gast des Geistes, der lästig wird. Auf einer Sache verweilen heißt sie schädigen; sowie der günstige Eindruck verblaßt, wächst der Widerspruch. Schroffheit schafft nur neuen Widerstand und versehlt ihren Zweck: Sanftheit dagegen wirkt werbend. Wir folgen öfter den Spuren unserer Besiegten als denen unserer Besieger: Rom wurde hellenisiert, aber Griechenland nicht romanisiert. Jede Betonung des Augenfälligen beleidigt. Den lärmenden Redner belästigen zwar die Hände; in des Herzens Tiefe aber verachten wir ihn. Wir ruhen blind gegen das Glänzende, aber das Feine fesselt sofort. Die Gipfel, die im Nebelschleier liegen, ziehen wie durch Zauber unsern Blick an.

Danke Gott für den regelmäßigen Schlaf, der den Verstand erfrischt, aber die Erinnerung trübt und so das Dasein erträglich macht. Wie ein Sommer seinen Vorgänger vergessen macht, so löscht jeder Tag den vorangehenden aus; die ganze Vergangenheit, die hinter dem Gestern liegt, ist bis auf wenige Punkte gleichförmig. Gar bald wird der Rückblick so unerquicklich, daß wir lieber ganz in der Gegenwart bleiben. Eine einzige empfindliche Stelle kann uns ganze Heerhaufen der Erinnerung verleiden; wir bewohnen nur die angenehmen Zimmer unseres Herzens und schließen alle anderen zu. Das Vergessen vermag so gründlich aufzuräumen, daß wir frischen Geistes auf jenen Schauplätzen wandeln, die voll Erinnerungen waren.

Je beweglicher, desto wechselnder und daher desto mehr der Abwechslung bedürftig sind wir; die Empfindsamkeit kleidet sich in immer neue Formen. Zu unserer Befriedigung brauchen wir in gleicher Weise Behagen und Ungemach, Sicherheit und Gefahr, Mühe und Muße; Feiertage kann man nur feiern, wenn sie selten sind. Immer an denselben Ort gefesselt sein, mag zum Verzweifeln erscheinen, und doch ist die Unruhe des Reisens zwecklos; die verlockende Landkarte verwandelt sich in einen langweiligen Fahrplan, wenn wir sie durchgenießen wollen. Wie schön erscheint die Welt vom heimatlichen Herd aus; draußen aber, in ihrem Getriebe, kennen wir bald nichts Schöneres als die Heimkehr. Wo Tätigkeit braust, da verstummt der Gedanke. Mit noch größerer Erwartung als wir den Betrieb und die Lust des Lebens suchten, versenken wir uns wieder in die Abgeschiedenheit unserer Betrachtung. Von allen Seiten drängt sich der Menschenstrom zur Großstadt, um sich da zu sammeln und wieder in die Vorstädte zurückzufließen. In den Mittelpunkten und an den Sammelplätzen des Verkehrs glaubt man die höchsten Formen des Lebens zu finden; statt dessen zeigen sich wilde Gestalten und abgehetzte Gesichter, die verhört anderswohin stürmen. Leute, die sich immer gleich bleiben, sind nicht so sehr innerlich gleichmütig als nach außen gleichgültig. Nur im Hafen hat die Seele ruhiges Wasser; wellenlose Schwärmereien haben ihre Ebbe und Flut. Das Leben muß in gar manches Ausdrucksmittel übersetzt werden, damit es verstanden werden kann, und wenn wir seinem Wechsel nicht zu folgen vermögen, so wird auch sein Einfluß an uns nicht offenbar. Der Tag selbst ist nur ein wandernde Schein aus dem Leuchtturm der Ewigkeit. Soll der Mensch, umgeben von so gewaltigen Veränderungen auf der Erde, in der Luft und am Himmel, starr bleiben können? Das Klima gibt unserer Stimmung das Vorzeichen, so daß auch im Geist nicht immer dieselbe Tag- und Jahreszeit herrschen kann. Und wenn der Körper sich bald leicht beschwingt fühlt, bald schwerfällig, wie sollte sein geistiger Mieter davon unberührt bleiben? Die Seele ist ein Wasser, das seine Färbung nicht in erster Linie sich selbst verdankt, sondern eher dem umspannenden Himmel des Einflusses. Jedes blaue Mittelmeer ist der verflüssigte Himmel seines Sidens.

Alles ist im Fluß. Es gibt keine Erfahrung, die nicht bald ihre rauhen Tage überwindet. Nur durch unsere Kreuz- und Querfahrten können wir die dunklen Küsten des Daseins erkunden; gerade unsere Unbeständigkeit gibt Anhaltspunkte zu unserer Beurteilung. Welcher klare Himmel des Idealismus wäre nicht zuweilen überzogen und regnerisch? Das Wirkungsvollste im Landschaftsbild des menschlichen Lebens ist der Nebel des Leibs auf den geistigen Höhen.

*) Nachstehend geben wir unsern Lesern ein Kapitel aus dem neuen Buch des amerikanischen Philosophen St. B. Stanton „Seele und Welt", das soeben in einer vorzüglichen deutschen Uebertragung bei Julius Hoffmann in Stuttgart (Preis geheftet 3 M., geschmackvoll gebunden 4 M.) erschienen.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 44:

„Eifersucht".

Richtige Lösungen gingen ein 14. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 31. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: O. Hartmann, Karl Schulze, Werner Ludwig, Richard Rudmke, E. Hagemann, Kurt Hörold, Frau Wipplinger, Bertha Peter, Fritz Dietz, Kurt Riebisch, Frau M. Rasch;

von auswärts: Gottfried Schulze, Merseburg, Frz. Sträß, Bitterfeld, Kurt Schulze, Bitterfeld.

Die Prämie: Raimunds Werke, eleg. geb.

entfiel auf Bertha Peter, hier.

Rätsel.

Nach welcher Stadt im Sachsenland ich wandre?
Wenn du die erste Silbe fahlst, schreibt du gewiß die andre.

Prämie: Straßers Deutsches Preis-Kochbuch,

eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

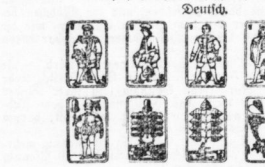
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M., der Spieler in Mittelhand, verliert ein a-Handspiel auf nachstehende Karte, obwohl aA und a10 im Skat liegen, das Spiel alle mit 9 Matadoren geht.

a, b, c, dB, aK, D, 9; bD; cA; dK.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Pique-Neun, Coeur-Aß, Carr-König.

Jeder der Gegner hat einen Trumpf. Die Gegner kommen, je nach dem Ansplel, auf mindestens 60 und höchstens 67 Augen. V. hatte 5 Augen mehr in der Karte als H. Wie lagen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 43.

Kartenverteilung:
V. a9, 8; b10, K, 9, 8; dD, 9, 8, 7.
M. a, c, dB, a10, K, D; bA, D, 7; cA.
H. a7; c10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, K.
Skat: bB, aA.

Spiel:
1. V. bK, bA, a7 (— 15). — 2. H. c10, a9, cA (— 21).
3. V. d9, b7, dA (— 11). — 4. H. d10, d8, bD (— 13).

Damit haben die Gegner 60. Wenn der Spieler gezählt hat, wird er freilich bD nicht abwerfen, sondern lieber einlegen, vom Turm blasen und mit bD erst ganz zuletzt kommen. Aber das nützt ihm nichts. Da durch den 2. Stich die Kartenverteilung hinlänglich geklärt ist, wird V. sich nicht verwerfen und deshalb muß M. immer auf bD einen Stich abgeben, worauf b10 und dD fallen, sodaß die Gegner auf 61 kommen. Will V. ganz vorsichtig spielen, setzt er im 3. Stich Trumpf vor, um in b zwei Stiche zu machen, oder vorsichtiges die D an fangen.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von M. Ruschhaupt. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Bobl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 45 Halle a. S., den 10. November 1912

Efraim Rasts Frau.

Skizze von Maria Rieck-Müller.
Autorisierte Uebersetzung aus dem schwedischen von Rhea Sternberg.

In Efraim Rasts Hütte droben auf der Anhöhe herrschte gewöhnlich ein unchristliches Leben und Unwesen.

Aber wenn man an einem schönen Sommertage den Weg daherkommt und von unten aus die Hütte sieht, im Hintergrund den dunklen, rauschenden Föhrenwald, das helle Grün der Hängebirken über dem Dach und den Mauern bis hinunter zu den kleinen, geflickten Fensterscheiben, so meint man, da müsse sich's ruhig leben lassen. Und ebenso im Winter, wenn der Rauhreif aus den Zweigen und Aesten der Birken ein funkelndes, feines Netzwerk webt, unter dem die braunrote kleine Hütte hervorschimmert, zur Hälfte eingebettet in tiefen weißen Schnee.

Sie sieht so lockend warm aus, daß man glaubt, keine Stätte auf dem ganzen Wege könne sich besser dazu eignen, den Futtersack aufzuknüpfen und das Pferd über seinem Heuwisch verpusten zu lassen.

Aber lenke deinen Schlitten nicht auf den Seitenweg, der hinaufführt! Ehe du noch die Ecke erreichst, bekommst du Lust, wieder umzuwenden. Bis dorthin hörst du das Toben von Rasts Hütte. Ist es nicht der alte Efraim selbst, der mit irgendeinem seinesgleichen, die Literflasche als Grademesser neben sich, den Lärm vollführt, so sorgt sein Weib dafür, daß keine Stille im Hause herrscht. Und sie allein schreit ebensoviel, wie die anderen zusammen.

Ja, diese Lena Rast ist eine merkwürdige Frau. Sie hat ein gutes Mundwerk und vermag mit dieser Gabe jeden und alles einzuschüchtern und zu bezwingen, ausgenommen gerade das, was sie ihr Leben lang am meisten bekämpft: die Branntweinflasche und den Suff. Das kann sie nicht bewältigen.

Im Grunde ist Efraim Rast ein Einsaltspinsel, aber im Bunde mit seiner Flasche ist auch er unüberwindlich, und die Hoffnung auf ihn hat Lena schon fast aufgegeben.

Ja, wenn er in seiner besten Laune ist, kann es sogar vorkommen, daß er Lena eins versetzt, aber das muß er stets bitter bereuen, denn auch Lena hat Fäuste, und sie pflegt ihm so zu antworten, daß er fast nüchtern wird — und dann ist's für dieses Mal mit dem Vergnügen vorbei.

Kann er sich aber auf keine Art einen neuen Aufguß verschaffen, so kriecht er in sein Bett, um womöglich ein Schläfchen zu machen. Doch das ist nicht so leicht. Seine Alte sinnt dann natürlich auf allerlei Unfug, um ihn wach zu halten. Es wütet ihn ordentlich, wenn sie neben seinem Bett steht, die Arme über ihm schwingt und schreit:

„Ist es nicht, wie ich immer sage, daß du wie die Schweineherde in der Bibel bist? Und den Satan sehe ich leibhaftig in dir, blaue Flammen pustet er aus deinem Mund und deiner Nase, die riechen wie Schwefel und versengte Schweineborsten, und wäre es nicht schade um das Federbett und das Schaffell, so würde ich dir einen Eimer Wasser über den Kopf gießen, du Satansbraten!"

Dabei wird dem alten Efraim heiß und kalt. Schweiß bricht ihm aus, und er dreht und windet sich in seinem Bett.

Vielleicht ist das sein Gewissen.

Spät abends, wenn Lena über ihr Unglück eingeschlummert ist, kann es zuweilen vorkommen, daß Efraim so nüchtern wird, daß er eine Weile wach liegt und sinnt. Und zwar stets über ein und dasselbe: „Wozu, zum Kuckuck, ist die Alte da?"

Er schielt zur Seite auf sie nieder. Huh-puh bläst und pfeift es zwischen ihren Zahnlücken, und ihre grauen Haarsträhnen hängen über das Kopfkissen. Wenn sie so auf dem Rücken liegt und schläft, dann ist sie wirklich nicht schön. Und Efraim scheint ebenso zu denken, denn er drückt sich möglichst nahe an die Wand.

„Wozu ist die Alte da, wenn sie doch nur alles tut, was sie irgend kann, damit man's nur ja nicht lustig hat?"

Und er seufzt und fragt sich, ob seine Genossen, Anders Erse und Nils Petter, es ebenso schlecht haben, wie er.

„Die haben auch ihre Alten, die auch — oho, jaja."

Er wirft sich im Bett herum und kann nicht schlafen. Lena schnarcht und spricht im Schlaf: „Oh, Herr Jesses — hup, puh, alter Knopf", hört er sie murmeln.

Er muß sie wieder ansehen. Liegt sie nicht und weint im Schlaf? Ja, wahrhaftig, klingt das nicht wie Schluchzen? — Solch Weib! Was soll man mit so einer machen?

Doch da erinnert er sich plötzlich, daß sie doch mal ganz gut zu gebrauchen war. Er weiß nicht mehr genau, wann es war — aber es war mal, als er, natürlich nicht nüchtern, nach Hause kam und unterwegs ein paar Marktbauern traf, so richtiges Lumpenpack. Erst waren sie wohl einig gewesen, der eine hatte ihn so fest umarmt, daß seine Brieftasche herausgerollt war. Doch dann muß es zu irgend einem Streit gekommen sein, und schließlich bekam er Prügel — aber ordentlich. Es war ihm schwarz vor den Augen geworden, als ihn von hinten etwas stach, und er blieb auf der Stelle. Was weiter geschehen war, wußte er nicht, bis Lena vor ihm stand, ihn schüttelte und ihm Schnee ins Gesicht warf, daß er naß wurde bis zum Magen. Aber da hinten brannte es, als liege er in einem gärenden Teig, so war ihm. Huh, das war schlimm! Und seine Alte trug ihn nach Hause und brachte ihn ins Bett.

Sie hatte gewiß ein Stück Arbeit, seine Kleider herunterzukriegen — und sie schimpfte und fluchte. Aber dann hatte sie begonnen, ihn zu waschen und Watte und eine Kräutersalbe auf seine Wunden zu legen! Eine ganze Woche mußte er liegen. Gehen konnte er nicht, sitzen natürlich noch weniger. Ja, was einem alles passieren kann. Aber wäre damals nicht die Alte zur Hand gewesen, dann — —

Als Efraim so weit ist mit seinen Betrachtungen, werden seine Gedanken wirr, er schläft ein . . .

Es war nicht viel später, da hatten Efraim Rast und die Literflasche gleichsam das letzte Wort miteinander gesprochen.

Eines Tages, gleich nach Neujahr, war er mit seinem Schlitten hinunter gefahren ins Kirchdorf. Spät in der Nacht kam das Pferd nach Hause mit dem leeren Schlitten — nicht einmal ein Heuwisch befand sich darin. Lena, die sofort begriff, daß wieder etwas schief gegangen war, steckte die Laterne an und fuhr den Weg hinunter, um zu suchen.

Es war grimmig kalt, aber während Lena, die Laterne in der einen Hand, die Zügel in der anderen, auf dem Schlitten saß, war sie so wütend, daß sie sich und Brunte warm hielt. Und sie schwor es sich heilig und teuer, daß Rast in dieser Woche nicht mehr herauskommen sollte, selbst wenn sie ihn anbinden müßte. Hätte sie ihn nur exte!

Auf dem halben Wege zum Kirchdorf entdeckte sie den Heusack und die Halfter, und nicht weit davon fiel der Schein ihrer Laterne auf etwas Großes, Dunkles, das im Schnee lag. Brunte blieb von selbst stehen und schnupperte. Lena erkannte die Schlittendecke und stieg ab.

Sie wollte sie aufheben, als sie ein merkwürdiges Schnauben vernahm.

„Ja, so, hier hast du dich gebettet", schrie sie, „du elender Saufsack!"

„Uf!" kam es aus dem Fell. Als sie aber den einen Zipfel lüftete, begann es da drinnen zu schlagen und zu zappeln.

„Mach das Fenster wieder zu — man kann mitten im Winter doch nicht bei offenem Fenster liegen!" hörte sie Efraims Stimme, und dann zog er das Fell um sich und schlief ebenso gut wie zuvor.

Aber da wurde Lena so wütend, daß sie die Kräfte für zwei bekam. Sie knüpfte die Halfter um ihn und das Fell und zog und hob, bis sie alles im Schlitten hatte. Und was sie dazwischen sagte, war nicht gerade schön.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121110027/fragment/page=0001

Es war bereits gegen Morgen, als sie endlich heimkam und ihn zu Bett brachte. Aber sie fand keinen Schlaf mehr, auch nicht in der nächsten Nacht. Denn Efraim Naß lag im Fieber, bis es nach zwei Tagen mit ihm zu Ende war.

*

Und nun, am zweiten Sonntag danach, hatte Lena Efraim Naßs jüdische Ueberreste zu Grabe getragen.

An diesem Tage war sie fast wortkarg, und als der Pastor nach der Beerdigung den Mantel über den Arm nahm und ihr die Hand drückte, war es ihr, als steckte ihr ein Pfropfen im Halse. Sie schneuzte sich und räusperte sich, und dann kam es, fast leise:

„Glaubt der Herr Pastor, daß Efraim doch noch selig werden und in den Himmel kommen kann?"

„Om, hm — ja, wohl war er ein großer Sünder, aber unseres Herrn Gnade ist auch groß", antwortete der Geistliche.

„Ach ja, jaja", seufzte Lena und knüpfte ihr Kopftuch fester. Sie nickte und ging über den Kirchhof.

Sie konnte den Gedanken an Efraim nicht los werden. Aber merkwürdig, es war, als könnte sie ihn sich nicht so vorstellen, wie er nun so viele lange Jahre gewesen war — aufgedunsen, blaurot und tobend — nein, wenn sie ihn sich droben an der Pforte des Himmelreiches dachte, war er jung und hübsch, mit rotweißer Haut, die Mütze im Nacken — ganz wie er einst gewesen war, als sie sich damals fanden. — Ja, wann war das doch gewesen? Lange, lange war das her. Aber nun wurde er für sie wieder so wie in jener Zeit, und alles Elend, alle Qual waren wie ein Traum verlöscht.

Der Antrittsbesuch.

Humoreske von B. Rittweger.

Endlich hatte sie „ihn" so weit! Es war Lore Spenglers Kummer schon seit Wochen gewesen, daß „er", der junge nette Dr.-Ing. noch keinen Besuch bei ihren Eltern gemacht hatte. Wenn er das nicht bald tat, würde er nicht zum Tanzabend Anfang November eingeladen werden. Man hatte junge Herren genug: Privatdozenten, Leutnants, Referendare und Assessoren. Wenn die nicht ausreichten, dann hatte man noch die Auswahl unter den Hörern ihres Vaters, des Strafrechtsprofessors. Es war durchaus nicht notwendig, Herren, die keinen Besuch gemacht hatten, gewaltsam in den Kreis des Hauses zu ziehen. Das hatte Lore bisher ganz selbstverständlich gefunden. Aber nun, seit sie „ihn" kennen gelernt, lag die Sache anders. Gott, wie sie ihn liebte, den unbeholfenen, linkischen Ingenieur, der seit zwei Monaten bei Harmsen u. Co. angestellt war, und den sie bei ihrer besten Freundin öfters traf. Dr. Küsgen war ein weitläufiger Vetter von Hanna und wurde fast wie ein Sohn des Hauses bei Oberlandesgerichtsrat Kuglers betrachtet. Er hatte ein so hübsches Gesicht, ein so tiefes Gemüt und er war so klug und tüchtig. Was keinem der gelehrten Herren Privatdozenten, keinem flotten Leutnant gelungen war, dieser wunderliche junge Mensch hatte es fertig gebracht, hatte Lores Herz im Sturm erobert. Zum Aussprechen war's allerdings noch nicht gekommen. Lore hatte das mit Evaschlauheit zu verhindern gewußt. Erst sollte Hans, wie sie ihn in Gedanken bereits nannte, bei ihren Eltern eingeführt sein. Daß ihre Liebe erwidert wurde, darüber war sie sich klar. Oh, sie merkte wohl, wie seine Augen aufleuchteten, wenn er sie erblickte, wie er ihre Unterhaltung suchte und es trotz seiner Unbeholfenheit verstand, sich mit ihr im Kuglerschen Garten zu isolieren. Das waren dann selige Viertelstunden. Da sprach er ihr von seiner Heimat, seiner Mutter, von seinem Streben und Schaffen, von seinen Zukunftsplänen, und da merkte man nichts von der ihm in größerer Gesellschaft anhaftenden Ungewandtheit. Hanna begünstigte die stille Liebe der beiden nach Kräften und redete dem Vetter gehörig zu, bei Spenglers Besuch zu machen.

Dr. Küsgen konnte sich schon lange nicht dazu entschließen. Mit was sollte er sein Kommen erklären? Gott, sind solche Männer schwerfällig! Aber nun endlich war es den Bemühungen der beiden Freundinnen gelungen, alle Bedenken des jungen Mannes zu beschwichtigen, und heute, am Sonntagvormittag, wollte er feierlich antreten. Mama war verreist, das passte ausgezeichnet. Denn Mama würde ohne weiteres erklären: Wird nicht angenommen. Mama war leider ein bißchen schroff gegen Leute, die nicht zu den akademischen, den Offiziers- und Juristenkreisen zählten. Ein Maschineningenieur war in ihren Augen nur eine Art besserer Schlossergeselle. Papa war in solchen Dingen zugänglicher, und ihm konnte man leichter beikommen. Es war wirklich eine glückliche Fügung, daß Mama ein paar Wochen fortblieb.

Beim Morgenkaffee gab sich Lore bereits alle Mühe, Papa in gute Stimmung zu bringen. Sie erzählte ihm, daß es heute den ersten Hasen gäbe und Rotkohl dazu, und dann fragte sie den Papa höchst interessiert nach einem Prozeß, der gerade in der Presse eingehend besprochen wurde. Geduldig hörte sie einem langatmigen Vortrag darüber zu, und als Papa seine Auseinandersetzungen beendet hatte, warf sie hin: „Ich wollte, Doktor Küsgen hätte das hören können, er interessierte sich auch so für den Prozeß."

„Doktor Küsgen?"

„Nun ja, der junge Ingenieur, Hanna Kuglers Vetter, der bei Harmsen u. Co. angestellt ist, Du weißt doch —"

„Ich erinnere mich nicht —"

„Doch, doch, Papa, ich habe öfters von ihm erzählt, und da fällt mir ein, er will heute Besuch bei uns machen, Hanna sagte mir's gestern. Da könntest Du ihm Deine Ansicht über den Fall auseinandersetzen."

Der Geheimrat schmunzelte. Leute, die Wert auf seine Ansichten legten, hatten von vornherein einen Stein bei ihm im Brett. Kurz vor der Besuchsstunde ermahnte Lore den Papa, sich anzuziehen. Der Geheimrat machte sich's am Sonntag gern bequem. Wenn Besuch kam, hieß es meist: Herr Geheimrat bedauert. Lore kam daher mit ihrer Mahnung schlecht an.

„Ach, laß mich in Ruhe, Mädchen, das hat noch lange Zeit, ich bin eben über meiner Broschüre, die ich unbedingt zu Ende lesen muß. Bin ja fertig bis auf den Kragen und auf den Rock."

Lore war klug und schwieg: reizen durfte sie Papa heute durchaus nicht. Als es punkt 12 Uhr schellte, steckte sie den Kopf zur Tür hinaus und nahm dem Mädchen die Karte ab: „Ich werde sie Herrn Geheimrat selbst geben, führen Sie den Herrn in den Salon."

Dann lief sie eiligst in des Geheimrats Zimmer, half ihm beim Anköpfen des Kragens und sagte: „Dein Rock hängt am Ständer im Flur, Väterchen, Male hat ihn abgebürstet. Sei nur recht nett zu Doktor Küsgen, hörst Du?" Wie der Wind war sie davon, huschte in den Salon und flüsterte dem Wartenden zu: „Also, vergessen Sie nicht, Papa nach dem Prozeß Windmüller zu fragen. Dann ist für Unterhaltungsstoff gesorgt."

Damit verschwand sie im Nebenzimmer, postierte sich aber sehr dicht an die Tür. So konnte sie ziemlich genau hören, was vorging. Es klappte prachtvoll. Nach den üblichen Begrüßungsreden begann Doktor Küsgen von dem Prozeß, und nun bogierte der Geheimrat endlos; er beleuchtete den Fall von allen Seiten, gerade, als ob er auf dem Katheder stände; und der Vortrag dauerte mindestens 20 Minuten. Nun würde sich Hans ja wohl verabschieden. Aber nichts dergleichen geschah. Die Unterhaltung stockte ziemlich, es fielen nur einzelne Worte wie „Wetter — Gegend — Badereise."

Hans hatte wohl gefragt, ob der Geheimrat eine Badereise gemacht habe, denn Papa antwortete: „Ja, ich war in Marienbad, aber der Erfolg ist nicht gerade zufriedenstellend, wie ich merke. Ich glaube, ich habe bereits wieder ordentlich zugenommen."

Wie komisch, davon hatte Papa doch bisher noch kein Wort gesagt! Das Gespräch wurde immer schleppender. Himmel, Hans fand offenbar das Fortgehen nicht, und Papa konnte ihn doch nicht verabschieden, wie er's wohl bei jungen Studenten tat, denen er, wenn sie keine Miene zum Aufbruch machten, mit den Worten zu Hilfe kam: „Besten Dank für Ihren Besuch, es hat mich gefreut, Sie bei mir zu sehen."

Nein, wenn auch bei Spenglers nach Mamas Anordnung die Tochter niemals erschien, wenn junge Herren Besuch machten, diesmal wußte Lore eingreifen. Und Mama war ja zum Glück nicht da. Und Papa würde gar nichts von ihrer Absicht merken. Lore schlich ganz leise bis zur entgegengesetzten Zimmertür, klappte sie ziemlich laut auf und zu und lief dann, fest auftretend, wieder zurück, riß die Türe nach dem Salon auf und rief: „Väterchen, ich wollte — ach, entschuldige, ich wußte nicht, daß Du noch Besuch hast, sonst — Guten Tag, Herr Doktor, wie geht's Ihnen?"

Doktor Küsgen erhob sich in seiner ganzen nicht unbeträchtlichen Länge und stammelte verlegen und doch mit einem Aufatmen: „Danke, gnädiges Fräulein, recht gut. Nur, ich muß sehr um Entschuldigung bitten, für mein langes Bleiben, aber ich — ich wußte nicht — mein Ueberzieher — ich hatte ihn im Flur abgelegt, und nun — ja, nun hat ihn der Herr Geheimrat an, und ich hoffte immer, der Herr Geheimrat würde es wohl bemerken und —"

Lore brach in ein lustiges Lachen aus, und der Geheimrat, nach einem Blick auf seinen Anzug, stimmte fröhlich ein und rief: „Wahrhaftig, Herr Doktor, da hat mir meine Kurzsichtigkeit mal wieder einen Streich gespielt! Nun versteh' ich auch, warum mir's vorkam, als sei ich schon wieder stärker geworden. Ihr Ueberzieher ist mir nämlich viel zu eng." Und zu lang war er dem kleinen, rundlichen Geheimrat auch. Er sah furchtbar komisch aus, als er sich erhob. „Hoffentlich hab' ich Ihren Ueberzieher nicht ganz aus der Fasson gebracht, lieber Doktor. Entschuldigen Sie nur, bitte, das Versehen. Wie mach' ich denn das wieder gut? Halt! Lore, reicht der Hase wohl für drei Personen? Dann könnte der Herr Doktor zu Tisch bei uns bleiben, ganz ohne Umstände."

„Gewiß, Papa, das Essen reicht natürlich. Es fragt sich nur, ob Herr Doktor Küsgen nichts Besseres vorhat."

Aber ganz und gar nicht, gnädiges Fräulein, im Gegenteil — ich — es ist mir eine große Ehre, und ich nehme die freundliche Einladung mit bestem Dank an."

Doktor Küsgen erschien sich ungeheuer gewandt bei dieser Antwort. Ach, und so erlöst dazu — er hatte Qualen gelitten während der halben Stunde, immer den Geheimrat in seinem Ueberzieher vor Augen! Aber nun war alles gut, und es wurde ein äußerst fröhliches Mahl. Und als Doktor Küsgen sich nach einer Tasse Mokka und einer Zigarre verabschiedete, forderte der Geheimrat ihn auf, doch bald wiederzukommen.

Er hatte entschieden Gefallen an dem jungen Manne gefunden.

Doktor Küsgen kam der Aufforderung nur zu gerne nach, und als Mama Geheimrätin nach Hause kam, hatte sie sich nur noch mit der Tatsache abzufinden, daß ihre Einzige keinen Akademiker, keinen Juristen, keinen Offizier, sondern einen „Fabrikmenschen" heiraten würde.

Erhalten.

Plauderei von Clara Herling.

„Erhalten!" Ein kleines, unscheinbares Wort, das sich unten hinschreibt, wenn die Rechnung beglichen ist. Da freilich sieht es der Kaufmann gern, denn es verheißt ihm blankes, bares Geld. Also doch nicht so unscheinbar, wie es uns auf den ersten Blick bedünken will. Inneren Wert besitzt das Wort, es geht ihm wie den verdienstvollen Menschen, die auch so schlicht und einfach auftreten; blickt man aber näher zu, so entdeckt man eine Tugend nach der andern bei ihnen, und die eben noch so unscheinbar erschienen, stehen hoch und groß über uns. Gebefreude verbreitet das Wort. Unserer Kinder Augen strahlen, wenn sie etwas „erhalten", sei es ein Apfel oder ein Kleid, eine Puppe oder ein gutes Buch. „Erhalten" sie aber etwas mit der Rute, so fließen die Tränen reichlich; doch ists gut so, denn die Rute hilft den Gehorsam erhalten. Sieh da, unser Wort wieder in neuem Gewande, das diesmal besonders uns Frauen angeht. Der Gehorsam wird erhalten, Reinlichkeit und Ordnung werden erhalten usw. Jetzt ist nichts mehr von Gebefreudigkeit bei „erhalten" zu spüren, vielmehr eine Summe von Arbeit und Fleiß, Klugheit und Sparsamkeit, wie sie der rechten Frau zu eigen.

Ernst und gebietend tritt das Wort vor uns mit seiner echt weiblichen Bedeutung. Mit Flammenschrift leuchtet es der jungen Frau entgegen, die eben den Haushalt mit lauter neuen Dingen beginnt! „Erhalten" die blitzblanke Politur der Möbel, erhalten die schneeige Weiße der Wäsche, erhalten die Behaglichkeit, erhalten das Vorwärtskommen. Und dir, du Mutter vieler Kinder, die mit Sorge und Mühe von einem Tage zum andern rechnet, dir ist das Wort wohl vertraut! Es erzählt von den stillen Stunden in der Häuslichkeit, wo z. B. beim Ausbessern durch das Walten der kundigen Hand wahre Wunder vollbracht werden. Das Wäschestück, das eben noch dünn und mürbe erschien, geht nun durch deine fleißige Hand „noch einmal mit"; du hast es weiter erhalten, also Werte geschaffen durch Geschicklichkeit und recht benützte Zeit. Und ist wirklich ein Garderobestück verbraucht, so hängst du es nicht gedankenlos in den hintersten Winkel des Schrankes, oder schenkst es noch gedankenloser dem ersten besten. Fein säuberlich werden die guten Stücke herausgetrennt, gewaschen, gebläutet und nachher zu einem Päckchen aufgerollt, in den Flickkasten getan; der wird zum unerschöpflichen Schatzkästlein in dem Haushalte, der im Zeichen des Erhaltens steht. Der Flickkasten liefert den Stoff, der die Kleider der Mädchen verlängert und die Aermel daran neu macht; er heilt Hansens „Unaussprechliche" und weiß Rat für die hübsche seidene Bluse, die so bedenkliche Reißspreizungen zeigt. Putzlappen und Puppenläppchen sind darin zu finden, und die Mädchen betrachten Mutters Flickkasten mit dem gleichen Entzücken, wie die Schublade, die Schokolade enthält: „Heiligtümer, unnahbar euren Tritten."

„Was für eine Menge Obst bei Soundsos gegessen wird, — die sollten doch für die große Familie lieber ein Stück Fleisch mehr kaufen." Meinst du? Nun, Frau Soundso will ihrer Kinder Gesundheit erhalten. Sie weiß, daß Fleischnahrung dem kindlichen Organismus lange nicht so dienlich ist, wie Obst; darum kümmert sie auch nicht, „was die Leute sagen."

Wie oft heißt es beim Einkaufen: „Es ist für 10 Pfennig mehr, das schadet wohl nichts!" Hast du schon bedacht, daß 10 Pfennig täglich im Jahre 36 Mark ausmachen?

„Die langweiligen Rechenstunden", seufzten wir als Kinder: der Rechenlehrer erschien uns wohl gar ernst und streng. Jetzt ist ein noch viel strengerer Rechenmeister über uns gesetzt: das Leben. Wir müssen unsere Aufgaben lösen und geschieht's nicht richtig, so stehen wir wieder im Winkel wie einst, aber wie viel bitterer wirkt jetzt die Strafe.

Unzählige Nippes füllen manche Wandbretter: sieht man aber genauer hin, so bemerkt man hier eine gekittete Vase oder dort einen Hirsch, dem ein Bein fehlt oder angeleimt ist; die kleine Goldtasse weist einen Sprung auf und das einst graziöse Spitzenfigürchen besitzt alles außer Spitzen.

Das ist kein Erhalten; denn fehlerhafte Kunst- oder Luxussachen wirken stets unschön und unwahr. Erhalten wir die Gediegenheit unserer Einrichtung.

Wo Erhalten herrscht, bleibt auch immer etwas für die Armen übrig, weil nichts verschwendet wird und nichts vertommt im eigenen Haushalte. Und sind es keine großen Gaben, so sind sie doch von echter Menschenliebe gespendet, und Segen wohnt ihnen bei. Noch viel würde über erhalten zu sagen sein, aber wir wollen das arme Wort nicht zu Tode hetzen, wie Shakespeare sagt, sondern uns durch Kürze die Gunst unserer Leser erhalten.

Das Märchen in der Kinderstube.

Von Frida Nadel.

Vor einiger Zeit sandte eine Lehrerorganisation an alle möglichen Personen, die irgendwie im öffentlichen Leben stehen, einen Fragebogen, um zu erfahren, wie sie sich zum Märchen verhalten. Man wollte wissen, ob der Empfänger dieser Zuschrift das Märchen für überwunden halte, welchen Einfluß auf die Gestaltung der kindlichen Phantasie er ihm zubilige, ob sich nach seiner Ansicht ein Konflikt aus dem Eindringen in diese erträumte Idealwelt und der Rückkehr in die Welt der Realitäten ergebe. Die Antworten sind recht verschieden ausgefallen. Viele, darunter auch einige bekannte Pädagogen, wollten das Märchen völlig aus der Kinderstube verbannen, um nicht die Grenzlinien zwischen Wahrheit und Dichtung zu verwischen, um nicht Vorstellungen zu erwecken, die nachher durch die Erfahrungen aufgehoben und wieder überwunden werden müssen. Andere dagegen, und sie waren auch wohl in der Ueberzahl, erkannten den belehrenden und verklärenden Einfluß des Märchens an und wollten nur einige Gestalten ausgemerzt haben, die die kindliche Phantasie verhängnisvoll beeinflußt haben sollen. Das ist in erster Linie die Stiefmutter. Es läßt sich auch tatsächlich gar nicht ermessen, welche Eindrücke durch diese immer wiederkehrende Märchengestalt sich im kindlichen Sinn entwickelt haben, die nicht so schnell wieder zurückzubilden und umzugestalten sind, wenn das Kind nun plötzlich unter die Leitung und Fürsorge einer zweiten Mutter gestellt wird.

Wollte man jedoch anfangen auszumerzen und nach ganz bestimmten Gesichtspunkten zu regulieren, dann würde die Poesie der meisten Märchen ernstlich gefährdet sein.

Beachtenswert waren auch die Antworten auf die Frage: „Wie hat in Ihrer Kinderzeit das Märchen auf Sie gewirkt?" Natürlich wird die Antwort nicht immer ganz frei von Gedanken und Bildern gewesen sein, die zwischen tatsächlicher Erinnerung und Nachdenken stehen; denn bekanntlich haben wir Menschen alle die Schwäche, unsere Kindheit mit rosenroten Flören zu umhüllen und diese nur in Stunden einer weihevollen Andacht zu heben, dann aber auch Goldglanz und Purpurhelle darunter zu sehen. Die Resultate dieser Rubrik entsprechen nämlich ganz genau der Auffassung, die der Angefragte überhaupt vom Märchen hatte. Einige Parallelen mußten jedoch übersprungen.

Da wurde z. B. gesagt, das Märchen gehört nicht mehr in eine Kinderstube, die von Eltern geleitet wird, deren Bildung sich auf naturwissenschaftlichem Wissen aufbaut. Die Naturwissenschaft hat doch wirklich nicht das allermindeste mit den Märchen zu tun, denn naturwissenschaftlich ist weder der Drache noch die sprechende Blume zu erklären. Und andere meinten: „Ebenso wie das Märchen vom Storch durch eine sinnfällige und zarte Aufklärung ersetzt werden müsse, ebenso hätten die Märchen Erzählungen aus dem Leben zu weichen, die der Interessensphäre des Kindes und seinem kindlichen Denken angepaßt werden müßten. Dieser Vergleich trifft keineswegs zu. Die Geschichte von Schneewittchen, vom Rotkäppchen, vom Schneeweiß und Rosenrot werden erzählt wie ein Märchen. Sie werden ausgeschmückt mit allen Kostbarkeiten der Phantasie, sie erhalten märchenhafte Umrißlinien, werden überhaucht von zarten Düften, überstrahlt von ganz unirdischen Sternen. Die Storchgeschichte aber erzählt man als etwas Wirkliches, und da die kleinen Kinder den Familienzuwachs bei der Tante kennen, da sie die Neugeborenen bei den befreundeten Familien oft ja auch sogar im eigenen Hause sehen und immer die geheimnisvollen Zusammenhänge des Storches mit der Geburt der Kinder vernehmen, so ist es kein Wunder, daß sie diesen Zusammenhang als unumstößliche Tatsache hinnehmen, bis eines Tages der grausame, illusionszerstörende Funke der falsch dargestellten Wahrheit in ihre Seele fällt und manchmal an Kindervertrauen und an Kinderglauben soviel zerstört, daß das ganze Leben nicht hinreicht, es wieder gut zu machen.

Diesen Einfluß, dieses erschütternde Aufrütteln hat das Märchen niemals. Wohl leben in der Ideenwelt der Kinder der König und die Königin, wohl hört ihr Ohr die Tiere sprechen, sehen ihre Augen die funkelnden Wunder der Märchenpracht, aber es ist kein tiefer Schmerz, wenn diese geheimnisvollen Herrlichkeiten plötzlich ersetzt werden durch Heldentaten. Genau mit der gleichen Spannung, in der sie dem Leid von Däumeling zuhören, ganz mit der gleichen leidenschaftlichen Anteilnahme, mit der sie im Geiste dem Katzen auf seinen nächtlichen Wanderfahrten durch die Wunder des Orients gefolgt sind, hören sie nun die Sage von Siegfried, die Nöte der treuen Gudrun, die Geschichte von Dietrich von Bern, um auch sie ablösen zu lassen durch die ersten Erzählungen aus der biblischen Geschichte und aus der Weltgeschichte.

Die Kinderphantasie braucht Bilder, die sie mit Farben umgibt, sie braucht Menschen, denen sie über den Kreis der tatsächlichen Umgebung hinaus ihre Liebe, ihre Bewunderung, ihre Begeisterung schenken kann. Darum soll man der Kinderstube auch das Märchen erhalten, die Storchfabel aber daraus verbannen, weil man das Märchen in einem späteren Stadium des Kinderlebens einfach durch eine andere Gattung von Erzählungen ersetzen kann, die Lücke, die die Storchgeschichten aber reißt, nicht auszufüllen vermag, ohne die bewußte Täuschung zuzugeben. Und das möchten die meisten Mütter und auch einsichtige Pädagogen den Kindern gern ersparen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121110027/fragment/page=0002